

Zu „Vollchristen“ werden wir in diesem Leben nie. Unsere Existenz ist von der Wurzel her eine gebrochene.

Manfred Hättich

Deutsche ökumenische Verlegenheiten

Es gibt Standardformeln zur Beschreibung des evangelisch-katholischen Verhältnisses in der Bundesrepublik, die in einschlägigen Äußerungen auf beiden Seiten immer wieder auftauchen. Meist wird zunächst davon gesprochen, wieviel sich doch zwischen den Konfessionen zum Positiven verändert habe, welche Fortschritte im theologischen Gespräch und bei der Zusammenarbeit in den verschiedenen Bereichen inzwischen zu verbuchen sind. Dem folgt dann gewöhnlich der Hinweis, daß noch schwierige Hindernisse auf dem Weg zur Einheit zu überwinden sind; man dürfe aber die Hoffnung nicht aufgeben und müsse beharrlich und mit langem Atem weiterarbeiten. Natürlich ist keine dieser Formeln einfach falsch: Wie sehr sich das Verhältnis zwischen den Konfessionen in der Bundesrepublik gewandelt hat, ließ sich nicht zuletzt an den Veranstaltungen und Stellungnahmen zum Lutherjubiläum 1983 ablesen, bei dem der Reformator durchweg ohne protestantische Selbstgefälligkeit und mit einiger katholischer Sympathie gefeiert wurde. Auch die Hoffnung, daß die Kirchen in absehbarer Zeit noch näher zusammenrücken könnten, ist durchaus berechtigt. Schließlich ist am *guten ökumenischen Willen* der meisten Verantwortlichen und der übergroßen Zahl aktiver Kirchenmitglieder auf evangelischer wie auf katholischer Seite nicht zu zweifeln. Dennoch wird man zur Zeit den Eindruck nicht los, die genannten Versatzstücke zur Kennzeichnung des ökumenischen Status quo in der Bundesrepublik würden hauptsächlich herangezogen, um diverse *Verlegenheiten* zu überdecken.

Alte Vorurteile und neue Enttäuschungen

Diese Irritationen lassen sich auf beiden Seiten an einer Reihe von ausgesprochenen oder unausgesprochenen *Vorwürfen an die Adresse des ökumenischen Partners* festmachen, denen der aufmerksame Beobachter der Szene immer wieder begegnet.

Zunächst die *katholische Variante*: Die Protestanten, so

heißt es, nähmen vor allem mit ihrer Forderung nach mehr eucharistischer Gastfreundschaft nicht genügend auf unverzichtbare Grundlagen des katholischen Kirchenverständnisses Rücksicht; sie wollten letztlich gar keine sichtbare Einheit der Kirche bzw. schreckten vor den Konsequenzen zurück, die sich für sie aus einer weiteren Annäherung der Kirchen ergeben würden. Im übrigen zeigt man mit dem Finger auf politisierende Pastoren, die vermeintliche theologisch-politische Einseitigkeit der Kirchentage oder auch auf die personelle und spirituelle Auszehrung vieler evangelischer Gemeinden und stellt die Frage, wie man denn mit einem Partner ökumenisch weiterkommen solle, der sein eigenes Haus so schlecht bestellt habe und auch deshalb so laut nach ökumenischer Zusammenarbeit rufe, um die eigenen Schwächen zu überdecken.

Dann das *evangelische Pendant*: Die katholische Kirche, so ist hier zu hören, schränke den Spielraum für die ökumenische Zusammenarbeit zunehmend wieder ein, wobei die deutschen Bischöfe sogar oft noch päpstlicher seien als der Papst, etwa beim Verbot ökumenischer Gottesdienste am Sonntagvormittag. Es zeige sich immer deutlicher, daß die katholische Seite nicht dazu bereit sei, die evangelische Kirche wirklich als Kirche im Vollsinn anzuerkennen; im Grunde genommen verlange man von den Protestanten doch eine Art Selbstaufgabe gegenüber Rom. Je fester in der Konsequenz des unter päpstlicher Führung eingeschlagenen restaurativen Kurses die Reihen auch im deutschen Katholizismus wieder geschlossen würden, desto weniger Verständnis gebe es für evangelische Anliegen und Eigenheiten.

Sowenig diese Vorhaltungen im deutschen Katholizismus bzw. Protestantismus Allgemeingut sind: sie finden sich nicht nur in kleinen und untypischen Randgruppen. Es handelt sich dabei auch nicht um ein reines „Amtskirchen“-Phänomen, dem eine ökumenisch aufgeschlossene und auf mutigere Schritte drängende „Basis“ gegenüber-

stände, sondern um ein Syndrom, das bei kirchenleitenden Persönlichkeiten und Theologen beider Seiten ebenso anzutreffen ist wie in Gemeinden. Im übrigen sind diese Vorhaltungen und Verdächtigungen ja auch nicht einfach aus der Luft gegriffen, sondern spiegeln – wenn auch verzerrt und verkürzt – ein Stück kirchlicher Wirklichkeit wider.

Daß sich diese Mischung aus zählebigen Vorurteilen und neuen Enttäuschungen zum gegenwärtigen Zeitpunkt breitmacht, hat mehrere Ursachen. Dazu gehört nicht zuletzt der *aktuelle Stand des ökumenischen Gesprächs*, der vor allem den deutschen Protestantismus vor erhebliche Herausforderungen stellt.

Gerade die so intensive wie breite Diskussion über die *Lima-Erklärungen*, zu denen inzwischen etliche Landeskirchen schon offiziell Stellung genommen haben, zeigt deutlich, daß in den evangelischen Kirchen der Bundesrepublik die Vorstellungen über den künftigen ökumenischen Weg und über das anzustrebende Ziel beträchtlich auseinandergehen. Zum Teil macht sich hier der Bekenntnisstand der EKD-Gliedkirchen bemerkbar (lutherisch, uniert, reformiert), teilweise werden die Akzente aber auch in den einzelnen Traditionen und theologischen Schulrichtungen sehr *unterschiedlich* gesetzt. So stehen neben Befürwortern einer lutherisch-katholischen Kirchengemeinschaft die Advokaten einer gemeinsamen Profilierung der reformatorischen Kirchen innerhalb der ökumenischen Bewegung. Heben die einen mehr auf die Bedeutung der altkirchlichen Tradition auch für die reformatorischen Kirchen ab, betonen andere das reformatorische Proprium, das nicht eingeebnet werden dürfe. So unumgänglich dieser noch längst nicht abgeschlossene Klärungsprozeß ist: er macht das evangelisch-katholische Verhältnis in der Bundesrepublik nicht einfacher.

Auf keiner Seite Grund zur Überheblichkeit

Das gilt auch für die gegenwärtigen *innerkatholischen Auseinandersetzungen* über die Grundlagen und Perspektiven von Ökumene, zu denen *Karl Rahner* und *Heinrich Fries* mit ihrer „*Quaestio disputata*“ einen der interessantesten neueren Beiträge geliefert haben. Die weitere Entwicklung der Beziehungen zwischen den Konfessionen im Mutterland der Reformation wird nicht zuletzt davon abhängen, wie in Zukunft *gesamtkirchlich* Ökumene betrieben und konzipiert wird. Darüber läßt sich im Augenblick nur schwer ein klares Bild gewinnen: Neben unmißverständlichen, aber sehr allgemein gehaltenen Bekenntnissen zur weiteren Mitarbeit in der ökumenischen Bewegung stehen Äußerungen, die den Spielraum für diese Mitarbeit massiv einengen.

Belastungen für das evangelisch-katholische Verhältnis in der Bundesrepublik ergeben sich aber nicht nur aus der auf beiden Seiten geführten ökumenisch-ekklesiologischen Grundsatzdebatte, sondern ebenso aus der eher labilen *inneren Verfassung der beiden Kirchen*. Auch in dieser

Beziehung hat es die protestantische Seite im Augenblick besonders schwer: Die Auseinandersetzungen um das politische Mandat der Kirche, die in der Friedensdiskussion zu schmerzlichen Polarisierungen geführt haben, halten immer noch an. Die Ergebnisse der EKD-Umfrage über Kirchenmitgliedschaft, die letztes Jahr veröffentlicht wurde (vgl. HK, Oktober 1984, 448–450), zeigen, daß die Zahl derjenigen Protestanten gewachsen ist, die nur noch eine minimale Bindung an ihre Kirche aufrechterhalten bzw. den Kirchenaustritt erwägen. Die Revitalisierung von Frömmigkeit und kirchlichem Leben gelingt bisher nur in bescheidenem Umfang.

Allerdings bietet die katholische Kirche der Bundesrepublik auch kein strahlendes Bild. Auch sie zahlt dem Säkularisierungsprozeß einen erheblichen Tribut, auch in ihren Reihen ist die Weitergabe des Glaubens längst zum Problem geworden, ist man unsicher, welcher Weg zur Verlebendigung der Gemeinden und zur Glaubensvertiefung eingeschlagen werden soll. Im übrigen laufen die *Urteile von draußen* über die beiden großen Kirchen in der Bundesrepublik vielfach erstaunlich parallel: Sie gelten beide als finanziell gut ausgestattete Institutionen mit einer starken „theoretischen“ und diakonischen Präsenz in der Gesellschaft, die aber im Vergleich zu den geistlichen Aufbrüchen anderswo unter Immobilismus leiden und eher ein großes und differenziertes Erbe (etwa in der Theologie) verwalten als sich schöpferisch zu erneuern. Ob solche Urteile nun immer zutreffen oder nicht: Jedenfalls könnte es für ein unverkrampftes Verhältnis der Kirchen hilfreich sein, die eigenen Probleme und Unsicherheiten genauso ehrlich und gelassen zur Kenntnis zu nehmen wie die des anderen. Schließlich haben die evangelisch-katholischen Verlegenheiten auch damit zu tun, daß manche Protestanten im Vergleich der prekären Situation ihrer Kirche mit den immer noch stabileren katholischen Verhältnissen entweder zu einer sehnsüchtigen Verklärung alles Katholischen oder zu trotziger protestantischer Selbstbehauptung neigen, während man katholischerseits vielfach zwischen überlieferten Minderwertigkeitsgefühlen und einer etwas schadenfrohen Überheblichkeit im Blick auf die arg gebeutelten Protestanten schwankt.

Bei einer genaueren Betrachtung erweist sich dann schnell, daß keine der beiden großen Kirchen angesichts der gegenwärtigen Herausforderungen für Verkündigung und Weitergabe des Glaubens über Patentrezepte verfügt. Gerade diese Einsicht kann aber auch Anlaß sein, die *Chancen* wahrzunehmen, die das evangelisch-katholische Nebeneinander beim jetzigen Stand der Dinge bietet. Es hat schließlich auch einen *belebenden Effekt*, den zu forcierte Gemeinsamkeitsbemühungen eher dämpfen könnten.

Gemeinsame Erklärungen können sinnvoll oder sogar notwendig sein, sei es wegen des heilsamen Zwangs, sich von verschiedenen Ausgangspunkten aus zusammenzuraufen, oder auch wegen der größeren Öffentlichkeitswirkung, die ein nachdrückliches Votum beider Kirchen

haben kann. Wenn aber dabei zu viele Kompromisse geschlossen oder Fragen ausgeklammert werden müssen, ist ein Nebeneinander katholischer und evangelischer Stellungnahmen um der Sache willen vorzuziehen. Schließlich sind gerade die unterschiedlichen Erfahrungen und Traditionen, die die beiden Kirchen im Rücken haben, ein Kapital, aus dem sich auch bei der Beschäftigung mit gesellschaftlichen und politischen Gegenwartsfragen Zinsen schlagen lassen.

Das hat sich nicht zuletzt auf den Katholiken- und Kirchentagen der letzten Jahre gezeigt. Auch wenn sie nicht einfach getreue Spiegelbilder des deutschen Katholizismus bzw. Protestantismus sind, kommt doch gerade durch ihr Nebeneinander eine breite Palette der Möglichkeiten zum Vorschein, wie Christen heute auf die großen Zeitprobleme reagieren und sie zu bewältigen suchen, wie sie ihren gemeinsamen Glauben in alten und neuen Formen auslegen und feiern. Schon von daher hat diese doppelte christliche „Zeitansage“ eine Funktion, die „ökumenische“ Treffen zumindest unter den gegenwärtigen Umständen schon vor lauter Rücksichtnahmen nicht erfüllen könnten.

Rückfall in konfessionalistische Selbstgenügsamkeit?

So unerlässlich es deshalb ist, bei der Bewertung des evangelisch-katholischen Verhältnisses in der Bundesrepublik nicht nur die noch bestehenden Schranken zwischen den beiden Kirchen zu beklagen, sondern auch die *positiven Wirkungen des konfessionellen Neben- und Miteinanders* für das christliche Zeugnis herauszustellen: Man muß sich dabei hüten, in das Fahrwasser derer zu geraten, die auf beiden Seiten entweder mehr oder weniger offen zum Rückzug aus den bisherigen ökumenischen Bemühungen blasen oder zumindest neue Verhärtungen in Kauf nehmen, die den Weg der Kirchen aufeinanderzu unnötig erschweren.

Daß auf beiden Seiten in einem zweiten Durchgang nochmals kritisch geprüft wird, ob die in den verschiedenen ökumenischen Konvergenzdokumenten herausgearbeiteten Übereinstimmungen und Annäherungen wirklich tragfähig genug sind, ist nicht mehr als recht und billig, zumal wenn es nicht mehr bloß um den theologischen Konsens, sondern um dessen verbindliche kirchliche Rezeption geht. Wo aber davon die Rede ist, Katholiken und Protestanten hätten ein „kontradiktorisches“ Offenbarungsverständnis bzw. es gebe eine Differenz der Grundentscheide, die durch den Konsens in den einzelnen kirchentrennenden Fragen letztlich nicht zu beheben sei, ist bei den katholischen wie bei den evangelischen Verfechtern solcher Thesen ein *verengtes Verständnis der eigenen Identität wie der des anderen* im Spiel. So etwas muß zwar nicht den Abbruch ökumenischer Zusammenarbeit bedeuten, aber die gegenseitige produktive Herausforderung wird damit zugunsten evangelischer bzw. katholischer Selbstimmunisierung zurückgedrängt.

Die Antwort auf solche Tendenzen kann nicht die Mini-

malisierung der noch nicht bewältigten Differenzen in Kirchen- und Amtsverständnis sein, wohl aber das Bemühen, die in den letzten Jahrzehnten erfahrenen und erarbeiteten *Gemeinsamkeiten festzubalten und auszubauen* und nicht in konfessionalistische Selbstgenügsamkeit zurückzufallen. Die Chancen dafür stehen in der Bundesrepublik trotz der Mißstimmungen und Irritationen im evangelisch-katholischen Verhältnis gar nicht so schlecht; schließlich sieht es im Augenblick nicht danach aus, als würden die deutschen Katholiken und Protestanten, soweit sie überhaupt eine Beziehung zu ihrer Kirche haben, insgesamt „katholischer“ bzw. „protestantischer“ in dem Sinn, daß sie verstärkt auf Abgrenzung voneinander setzen und bewußt entsprechende Frömmigkeitsformen oder Verhaltensweisen pflegen oder wieder aufgreifen würden. Auch wenn die konfessionellen Kulturen in vieler Hinsicht noch prägend sind: gleichzeitig ist vielerorts die Sensibilität für den anderen und das Verständnis für seine Anfragen an das eigene kirchliche und religiöse Leben gewachsen.

Was die Kirchen vor allem zusammenführt

Daß dieser Prozeß weitergeht, ist allerdings keineswegs selbstverständlich. Gerade deshalb ist es unerlässlich, daß auf evangelischer und von katholischer Seite bzw. von den beiden Kirchen gemeinsam weitere Schritte unternommen werden. Dazu gehören nicht zuletzt theologische Klärungen, wie sie jetzt die Gemeinsame Ökumenische Kommission mit ihrer Aufarbeitung der gegenseitigen Verwerfungen aus der Reformationszeit anzielt.

Dazu gehört auch die *Pflege der Zusammenarbeit auf Gemeindeebene*, wobei sich auf diesem Feld allerdings kaum etwas vom grünen Tisch aus empfehlen oder gar dekretieren läßt. Die Verhältnisse sind von Ort zu Ort, von Gemeinde zu Gemeinde einfach zu unterschiedlich, als daß hier allgemeine Mahnungen viel bewirken könnten. Machbar und höchst notwendig wäre in jedem Fall aber die bessere Information der Pfarrer und sonstigen kirchlichen Mitarbeiter: Ein katholischer Priesteramtskandidat hat in seinem Studium zwar mit einiger Wahrscheinlichkeit evangelische Exegeten oder Systematiker gelesen; über die evangelischen Kirchen in der Bundesrepublik weiß er im Normalfall herzlich wenig. Bei evangelischen Pfarramtskandidaten dürfte es nicht besser aussehen.

Ob am Ende der kleinen und größeren Schritte wirklich Kirchengemeinschaft zwischen deutschen Katholiken und Protestanten stehen und welche Gestalt diese Gemeinschaft haben wird, läßt sich nicht vorhersagen. Eines ist dagegen sicher: Beide Kirchen werden durch das Abbröckeln kirchlicher Bindungen, die Verdunstung religiöser Praxis und den Schwund überlieferter Traditionsbestände in den kommenden Jahren noch elementarer herausgefordert, als es schon bisher der Fall war. Vielleicht wird es deshalb die *Notwendigkeit einer neuen Evangelisierung* dieser Gesellschaft sein, die sie am kräftigsten zusammenführt.

Ulrich Rub